



Jacqueline Harpman

ICH, DIE ICH MÄNNER NICHT KANNTE

Roman

Aus dem Französischen von Luca Homburg

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.
Die Übersetzerin dankt Sonja Finck für die Unterstützung bei der Arbeit am Text.

Mit freundlicher Genehmigung der J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»MOI QUI N'AI PAS CONNU LES HOMMES« © Editions Stock, 1995

Für die deutsche Ausgabe
© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Einbandmaterial und Vorsatzpapier: peyer cover gmbh, Leonberg
Schutzumschlag: IGEPA group GmbH & Co. KG, Hamburg
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7775-9

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Denise Geilfus gewidmet,
für ihre Freundschaft

SEIT ICH NICHT MEHR nach draußen gehe, verbringe ich viel Zeit damit, in einem der Sessel zu sitzen und die Bücher noch einmal zu lesen. Seit Kurzem interessiere ich mich auch für die Vorworte. Die Autoren erzählen darin gerne von sich selbst, erklären, aus welchen Gründen sie das Buch verfasst haben. Das überrascht mich: War es in dieser Welt nicht selbstverständlicher, das eigene Wissen weiterzugeben, als in der, in der ich gelebt habe? Oft scheinen sie betonen zu wollen, dass ihr Vorhaben nicht von einem Mangel an Bescheidenheit zeugt, sondern dass sie gebeten wurden, das Buch zu schreiben, und erst nach einigem Zögern zugesagt haben. Wie eigenartig! Man könnte meinen, die Menschen hätten kein Interesse daran gehabt, sich weiterzubilden, und dass man fast um Entschuldigung dafür bitten musste, seine Kenntnisse vermitteln zu wollen. Manchmal erklären sie auch, warum sie es für angezeigt hielten, eine neue Shakespeare-Übersetzung zu veröffentlichen, wiesen die vorigen, so gelungen sie auch sein mochten, doch diesen oder jenen Mangel auf. Aber warum überhaupt übersetzen, wenn es doch so einfach gewesen sein musste, Sprachen zu lernen und zu lesen, was man wollte, ohne auf eine Vermittlung zurückzugreifen? Daraus werde ich einfach nicht schlau. Ich muss wirklich ahnungslos sein: Offenbar weiß ich noch weniger von diesen Dingen, als ich bislang

gedacht habe. Sie sprechen in den höchsten Tönen von denjenigen, denen sie ihr Wissen verdanken, die ihnen dieses oder jenes Fachgebiet erschlossen haben, und da ich keine Ahnung habe, worum es geht, lese ich das für gewöhnlich mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Doch gestern haben sich meine Augen plötzlich mit Tränen gefüllt: Ich dachte an Thea und wurde von einem Gefühl tiefer Trauer erfasst. Ich sah sie vor mir, wie sie auf dem Rand der Matratze gesessen hatte, die Knie zur Seite geneigt, und mit dem schlechten Faden aus geflochtenem Haar, der ständig riss, geduldig einer Näharbeit nachging, wie sie einen Moment innehielt und erstaunt den Blick auf mich richtete. Schnell hatte sie meine Unwissenheit erkannt und mir alles beigebracht, was sie wusste, auch wenn es sie betrübt hatte, wie wenig das war. Beim Gedanken an sie spürte ich, wie etwas in mir zerbrach, und ich schluchzte los. Ich hatte noch nie geweint. Das Herz tat mir so weh wie der Krebs im Bauch, und obwohl ich schon lange nicht mehr spreche, weil es niemanden gibt, der mir zuhören könnte, begann ich, nach ihr zu rufen. Thea! Thea!, rief ich immer wieder. Es war unerträglich, dass sie nicht da war, dass sie sich dem Tod ergeben, sich von ihm aus meiner unbeholfenen Umarmung hatte reißen lassen. Ich machte mir Vorwürfe: Ich hatte sie nicht zurückgehalten und einfach hingenommen, dass sie nicht mehr konnte. Ich sagte mir, dass ich sie im Stich gelassen hatte, weil ich so unempfindsam gewesen war wie schon mein ganzes Leben, wie ich es bis zu meinem Tod sein würde, und weil ich sie nicht liebevoll in die Arme hatte schließen können. Mein Herz war kalt und taub, und ich hatte nicht einmal gemerkt, wie verzweifelt ich war.

Noch nie war ich so aufgewühlt gewesen, dabei hätte ich geschworen, dass mir das nicht passieren könnte. Ich hatte

die Frauen zittern, weinen, schreien sehen, doch immer waren ihre Dramen mir fremd geblieben, ich war die stille Zeugin mir vollkommen unverständlicher Regungen, auch wenn ich tat, worum sie mich baten, um ihnen zu helfen. Obwohl wir alle in derselben Tragödie gefangen waren, so gewaltig, so unermesslich, dass ich für alles, was außerhalb lag, völlig unempfänglich war, hatte ich geglaubt, anders zu sein. Und in diesem Moment, heftig schluchzend, musste ich einsehen – zu spät, viel zu spät –, dass auch ich geliebt hatte, dass ich leiden konnte, kurzum, dass ich ein Mensch war.

Ich hatte das Gefühl, der Schmerz würde nie aufhören, als hätte er vollständig und ein für alle Mal von mir Besitz ergriffen, als würde er mich davon abhalten, mich je wieder mit etwas anderem zu befassen, und ich war einverstanden. Ich glaube, das nennt man Gewissensbisse. Ich würde nicht mehr in der Lage sein aufzustehen, zu denken, nicht einmal Essen zu kochen, ich würde langsam dahinsiechen. Die Vorstellung, mich ganz meiner Verzweiflung hinzugeben, bereitete mir ein finsteres Vergnügen. Dann setzten die körperlichen Schmerzen wieder ein, so heftig und brutal, dass sie mich von den seelischen ablenkten, und so fand ich, die ich sonst nie etwas zu lachen habe, eine gewisse Komik in diesem Wechselspiel und brach, vor Schmerzen gekrümmt, in Gelächter aus.

Als der Schmerz wieder nachließ, fragte ich mich, ob ich früher schon einmal gelacht hatte. Die Frauen hatten viel gelacht, und ich meinte mich zu erinnern, gelegentlich in ihr Gelächter mit eingestimmt zu haben, aber sicher war ich mir nicht. Da fiel mir auf, dass ich eigentlich nie an die Vergangenheit zurückdachte, ich lebte in einer immerwährenden Gegenwart und war im Begriff, meine eigene

Geschichte zu vergessen. Erst zuckte ich nur mit den Schultern und dachte, dass das kein großer Verlust wäre, ich hatte ja nichts erlebt. Doch bald schon erschreckte mich der Gedanke. Denn wenn ich ein Mensch war, war mein Leben doch genauso wichtig wie das von König Lear oder Hamlet, deren Geschichten dieser William Shakespeare so sorgfältig und bis ins kleinste Detail nacherzählt hatte. Die Entscheidung war gefallen: Ich würde es ihm gleichtun. Mit der Zeit hatte ich gelernt, mühelos zu lesen. Das Schreiben fiel mir deutlich schwerer, aber ich war noch vor keiner Herausforderung zurückgeschreckt. Ich hatte Papier, Stifte und vielleicht nicht mehr viel Zeit, und seit ich nicht mehr auf Erkundung ging, nahm mich keine andere Beschäftigung in Anspruch. Ich beschloss also, sofort zu beginnen. Ich holte ein Stück Fleisch fürs Abendessen aus der Kühlkammer, damit es schon auftauen und ich meine Mahlzeit schnell zubereiten könnte, sobald ich Hunger bekommen würde. Dann setzte ich mich an den großen Tisch und begann zu schreiben.

Nun, da ich diese Zeilen zu Papier bringe, ist mein Bericht vollendet. Ich habe alles um mich herum in Ordnung gebracht und meine letzte Aufgabe erfüllt. Nur einen Monat habe ich dafür gebraucht – es war der vielleicht glücklichste meines Lebens, auch wenn das nur schwer zu begreifen ist: Schließlich ist das, woran ich mich erinnert habe, diese merkwürdige Existenz, die mir nur wenig Freude gebracht hat. Lässt sich aus dem Erinnern selbst eine Befriedigung ziehen, unabhängig davon, woran man sich erinnert? Noch eine Frage, die unbeantwortet bleiben wird. Ich scheine aus nichts als solchen Fragen zu bestehen.

Meine Erinnerungen reichen nicht weiter zurück als bis zu der Zeit im Keller. Kann man das überhaupt Erinnerun-

gen nennen? Die wenigen Geschichten, die die Frauen mir aus ihrem früheren Leben erzählt haben, enthielten Ereignisse, Kommen und Gehen, Männer. Für mich hingegen ist eine Erinnerung nichts als das Gefühl, an einem bestimmten Ort zu existieren, zusammen mit denselben Personen, und die immergleichen Dinge zu tun, nämlich essen, seine Notdurft verrichten und schlafen. Lange verliefen unsere Tage stets nach demselben Muster – dann fing ich an zu denken, und alles veränderte sich. Bis dahin hatte es nichts gegeben außer der ewigen Wiederholung des Immergleichen, die Zeit schien stillzustehen, nur verschwommen nahm ich wahr, dass sie verging und ich älter wurde. Meine Erinnerungen beginnen mit meiner Wut.

Natürlich kann ich nicht sagen, wie alt ich damals war. Die anderen waren schon lange erwachsen, als ich allmählich in die Pubertät zu kommen schien. Achsel- und Schamhaare sprossen, meine Brüste begannen zu wachsen, doch bereits nach den ersten Anzeichen hörte alles wieder auf. Meine Periode bekam ich nie. Die Frauen meinten, ich hätte Glück, so müsste ich mich nicht schämen wegen des Bluts und keine Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, um die Matratze nicht zu beschmutzen. Mir bliebe auch die stumpfsinnige Aufgabe erspart, jeden Monat die Stofffetzen auszuwaschen, die die Frauen, da sie nichts hatten, womit sie ihn festbinden konnten, zwischen ihre Schenkel klemmten, indem sie die Muskeln anspannten. Und ich würde keine Bauchschmerzen haben, unter denen junge Mädchen so häufig litten. Ich glaubte ihnen kein Wort. Sie bekamen fast alle ihre Tage, und wie kann man es als einen Vorteil betrachten, wenn einem etwas fehlt, was die anderen haben? Ich fühlte mich von ihnen getäuscht.

Zu dieser Zeit dachte ich kaum nach. Es wäre mir gar

nicht in den Sinn gekommen, zu fragen, wozu die Periode eigentlich gut war. Vielleicht war ich einfach von Natur aus schweigsam. Die Reaktionen auf meine seltenen Fragen waren jedenfalls alles andere als ermutigend. Meistens seufzten die Frauen nur, wandten den Blick ab und sagten: »Was hättest du denn davon, das zu wissen?«, was mir das Gefühl gab, lästig zu sein oder ihnen Kummer zu bereiten. Ich wusste keine Antwort und bohrte nicht weiter nach. Erst viel später erklärte mir Thea, was die Menstruation ist. Sie sagte außerdem, dass die Frauen nicht besonders gebildet seien, sie waren Arbeiterinnen, Stenotypistinnen oder Verkäuferinnen gewesen – Worte, deren Bedeutung sich mir nie so ganz erschloss – und wussten kaum mehr als ich. Dennoch war ich gekränkt, als ich schließlich davon erfuhr. Ich hatte den Eindruck, dass sie der Aufgabe, mir ihr Wissen zu vermitteln, nur äußerst widerwillig nachgekommen waren. Thea gab zu, dass ich nicht ganz unrecht hatte, und versuchte, mir ihre Gründe auseinanderzusetzen. Wenn ich es nicht vergesse, komme ich später vielleicht darauf zurück. Damals war ich jedenfalls sehr wütend. Ich fühlte mich geringschätzig behandelt, als könnte ich die Antworten auf meine wenigen Fragen sowieso nicht verstehen, und ich beschloss, den Frauen keine Beachtung mehr zu schenken.

Ich war ständig schlecht gelaunt, ohne mir dessen bewusst zu sein, denn ich kannte die Begriffe nicht, mit denen man Gemütszustände beschreibt. Die Frauen gingen ihren wenigen Alltagsverrichtungen nach und baten mich nie um Hilfe. Ich kauerte mich in eine Ecke und beobachtete, was es zu beobachten gab. Das heißt: im Grunde nichts. Sie saßen beisammen und unterhielten sich, zweimal am Tag machten sie etwas zu essen. Mit der Zeit wandte ich

meine Aufmerksamkeit den Wärtern zu, die unentwegt um den Käfig patrouillierten. Sie gingen immer zu dritt, mit ein paar Schritten Abstand zueinander, den Blick auf uns gerichtet. Üblicherweise taten wir so, als wären sie gar nicht da, aber irgendwann wurde ich neugierig. Mir fiel auf, dass einer von ihnen anders war: größer, schlanker und vor allem, wie ich bald begriff, jünger. Das fand ich sehr interessant. Wenn die Frauen gut gelaunt waren, redeten sie über Männer und die Liebe, sie lachten lauthals und zogen mich auf, wenn ich fragte, was denn so lustig sei. Ich rekapitulierte, was ich bereits wusste: Küsse auf den Mund, Umarmungen, jemandem schöne Augen oder den Hof machen, worunter ich mir gar nichts vorstellen konnte, der siebte Himmel – ich hatte ja noch gar keinen Himmel gesehen, geschweige denn den siebten, darüber zerbrach ich mir also nicht weiter den Kopf –, immer sind sie so grob, tun einem weh, sie nehmen keine Rücksicht auf die Frauen, machen ihnen ein Kind, und dann sagen sie: »Woher soll ich denn wissen, dass es von mir ist?«, und hauen ab. Manchmal meinten sie, sie würden die Männer überhaupt nicht vermissen, manchmal brachen sie in Tränen aus. Ich hingegen war dazu bestimmt, Jungfrau zu bleiben. Eines Tages nahm ich all meinen Mut zusammen, versuchte meinen Ärger runterzuschlucken und wandte mich an Dorothee, die weniger mürrische der beiden Alten.

»Arme Kleine!« Nach ein paar Seufzern gab sie mir die übliche Antwort: »Was hättest du denn davon, das zu wissen? Du wirst es doch nie selbst erleben.«

»Einfach es zu wissen«, platzte ich wütend heraus, und auf einmal wurde mir klar, woher meine Hartnäckigkeit kam: Ich wusste, dass ich unberührt sterben würde – zumindest meine Neugier sollte befriedigt werden.

Doch aus Dorothee war nichts herauszubekommen. Sie konnte nicht verstehen, weshalb ich etwas wissen wollte, wovon ich keinerlei Nutzen haben würde. Warum waren die Frauen alle so fest entschlossen, ihr Schweigen zu wahren? Ich versuchte mich damit zu trösten, dass ihr Geheimnis nur ein offenes Geheimnis war, schließlich teilten sie es mit allen anderen. Enthielten sie es mir vor, um es als einen wertvollen Schatz erscheinen zu lassen? Schwiegen sie so beharrlich, damit ich unwissend blieb und sie als die Hüterinnen eines wunderbaren Geheimnisses verehrte? Sollte es ihnen das Gefühl geben, nicht alles verloren zu haben? Manchmal behaupteten sie, es sei unanständig, darüber zu reden, aber ich bekam ja mit, wie sie miteinander tuschelten und dabei immer wieder laut losprusteten. Sie waren alles andere als anständig. Ich würde nie mit jemandem schlafen – sie aber auch nicht mehr: Wir befanden uns alle in derselben Lage, und vielleicht versuchten sie, sich darüber hinwegzutrösten, indem sie mir verheimlichten, was sie mir verheimlichen konnten.

Abends vor dem Schlafengehen dachte ich oft an den jungen Wärter. Ich griff auf das Wenige zurück, was ich mir zusammengereimt hatte: In einem anderen Leben wäre er auf mich zugekommen und hätte sich neben mich gesetzt, mich zum Tanzen aufgefordert, mich nach meinem Namen gefragt, und ich hätte einen gehabt, den ich ihm hätte nennen können. Wir hätten uns unterhalten, und wenn wir einander gefallen hätten, wären wir Hand in Hand spazieren gegangen. Wer weiß, vielleicht hätte er mich auch gar nicht interessiert. Er war der einzige der sechs Wärter, der nicht schon alt und mitgenommen aussah. Bestimmt fiel mein Urteil milde aus, da ich noch nie einen anderen jungen Mann gesehen hatte. Ich versuchte mir die Unterhaltung

auszumalen, die wir in dieser mir unbekannten Zeit geführt hätten: Ob das Wetter wohl so schön bleiben wird? Hast du schon die Jungen der Nachbarskatze gesehen? Ich habe gehört, deine Tante wird demnächst verreisen? Aber ich hatte noch nie ein Katzenjunges gesehen, und auch unter schönem Wetter konnte ich mir nichts vorstellen, was meiner Träumerei recht schnell ein Ende setzte. Ich dachte also ans Küssen, versuchte mir den Mund des Wärters so genau wie möglich vorzustellen, ein großer Mund mit schön geschwungenen, nicht allzu vollen Lippen – manche der Frauen hatten etwas wulstige Lippen, was mir gar nicht gefiel. Ich stellte mir vor, wie meine Lippen sich seinen näherten, aber es gab bestimmt noch mehr, was man darüber wissen musste, denn es regte sich gar nichts in mir.

Außer an einem Abend. Anstatt vor Langeweile einzuschlafen bei dem Versuch, mir einen Kuss vorzustellen, der nie stattfinden würde, musste ich daran denken, wie die Frauen einmal mit Verwunderung darüber gesprochen hatten, dass es nie Verhöre gegeben habe. Ich sann über das Wenige nach, was sie mir erzählt hatten, und stellte mir vor, wie jemand kommen und eine der Frauen, schreiend und blass vor Angst, wegführen würde. Einige sähe man nie wieder, andere würden am nächsten Morgen, ächzend und übersät mit Verbrennungen und Verletzungen, wieder zu uns in den Käfig geworfen, nicht alle überlebten. Ach, wenn es doch nur Verhöre gäbe!, dachte ich. Er würde mich aus dem Käfig holen, in dem ich schon mein ganzes Leben saß, mich unbekannte Korridore entlangführen … Endlich würde etwas geschehen!

Blitzschnell spann ich den Gedanken fort: Der junge Wärter trieb mich mit entschlossener Miene vorwärts,

doch sobald wir um die Ecke und außer Sichtweite waren, blieb er stehen, wandte sich mir zu und lächelte. Hab keine Angst!, sagte er und nahm mich in seine Arme. Da spürte ich, wie sich etwas in mir aufbäumte, etwas Gewaltiges, Ungeheuerliches, größer und mächtiger als ich selbst, ein berstendes Licht in meinem Körper, mein Atem setzte aus, doch nur für einen winzigen Moment, so unfassbar schnell ging alles.

Danach war ich wie verwandelt. Ich versuchte nicht mehr, den Frauen ihre Geheimnisse zu entlocken – ich hatte nun selbst eines. Das Aufbäumen war nur schwer herbeizuführen, ich musste mir immer längere und kompliziertere Geschichten ausdenken, und zu meinem Leidwesen klappte es nie mehrmals hintereinander. Dabei hätte ich mir so gewünscht, es würde ganze Stunden andauern. Ich wollte Tag und Nacht von diesem Gefühl erfüllt sein, sanft von ihm hin und her geschaukelt und gestreichelt werden, wie das spärliche Gras der Ebene von dem ständig wehenden leichten Wind, was ich erst viel später zum ersten Mal sehen sollte.

Von da an war ich pausenlos damit beschäftigt, das Aufbäumen wieder herbeizuführen. Ich musste mir außergewöhnliche Situationen einfallen lassen, in denen der junge Wärter und ich allein waren oder zumindest etwas abseits von den anderen. Wir blickten einander tief in die Augen, bis ich nach langen Qualen von dem himmlischen Gefühl überrascht wurde, wie er seine Arme um mich legte. Meine Fantasie entwickelte sich. Ich musste sie sehr diszipliniert trainieren, denn ich konnte nicht zweimal auf dieselbe Geschichte zurückgreifen – das Überraschungsmoment war unerlässlich. Das wurde mir klar, nachdem ich mehrmals versucht hatte, mir die Szene vorzustellen, die mir zum ers-

ten Mal das himmlische Gefühl beschert hatte, ohne dass sich wieder etwas in mir regte. Die große Schwierigkeit bestand darin, dass ich nicht nur die Erfinderin und Erzählerin der Geschichte war, sondern zugleich die Zuhörerin, die es zu überraschen galt. Heute wundert es mich, dass ich diese Herausforderung gemeistert habe. Mein Kopf musste geradezu auf Hochtouren laufen, damit ich nicht schon die nächste Wendung vorausahnte und die Geschichte mich mit etwas Unvorhergesehenem überrumpeln konnte. Bis ich auf die Idee mit dem Verhör kam, hatte ich mir nie Geschichten erzählt, ich wusste nicht einmal, dass das möglich war. Nun hatte es mich ganz in seinen Bann geschlagen. Ich war begeistert von diesem neuen Zeitvertreib wie auch von der Geschichte selbst und wurde schon bald zu einer routinierten Erzählerin. Ich erkannte sofort, wenn eine Geschichte schlecht begann oder in eine Sackgasse führte, und konnte in der Handlung zurückgehen und sie in eine andere Richtung lenken. Ich erfand Figuren, die immer wieder auftauchten, sich mit jedem Auftritt veränderten und mir mit der Zeit vertrauter wurden. Ich war sehr zufrieden mit ihnen, und erst in letzter Zeit, da ich die Bücher gelesen habe, ist mir aufgefallen, wie oberflächlich sie waren.

Ich musste mir also immer kompliziertere Geschichten ausdenken. Ich glaube, irgendetwas in mir ahnte, was ich mir davon versprach, und leistete Widerstand – ich musste es also überlisten. Manchmal musste ich stundenlang erzählen, bis es so abgelenkt war, dass es sein Misstrauen vergaß und sich ganz von der Geschichte mitreißen ließ. Dann kam der wundervolle Augenblick: der Blick des Jungen, seine Hand auf meiner Schulter und der wilde Taumel, der mich erfasste. Danach konnte ich einschlafen. Vielleicht

gab es in mir einen Zuhörer, der enttäuscht war, wenn ich aufhörte zu erzählen, der die Geschichte selbst dem inneren Aufruhr vorzog und sie daher immer weiter in die Länge ziehen wollte und mich um seiner eigenen Befriedigung willen nur allzu gern der meinen beraubt hätte. Manchmal versuchte ich, während des Erzählens mit ihm zu verhandeln: Ich bin müde, ich möchte schlafen – lass mir doch mein Vergnügen, ich erzähle morgen weiter. Aber es half nichts, er ließ sich nicht so leicht reinlegen.

Den Frauen fiel auf, dass ich mich verändert hatte. Sie beobachteten, wie ich dasaß, die Knie angezogen, das Kinn auf die verschränkten Arme gestützt, den Blick ins Leere gerichtet. Ich selbst bemerkte es gar nicht, weil ich die Frauen kaum noch beachtete, und wunderte mich, als Annabelle auf mich zukam und begann, mich auszufragen.

»Was machst du da?«

»Ich denke nach«, antwortete ich.

Sie wirkte sprachlos. Einen Augenblick blieb sie dort stehen, in der Hoffnung, dass ich noch etwas sagen würde, dann ging sie zurück zu den anderen, um ihnen meine Antwort zu überbringen. Sie beratschlagten kurz, dann kam Annabelle zurück.

»Worüber?«

Da kochte meine ganze Wut wieder hoch.

»Als ich euch gefragt habe, was es heißt, verliebt zu sein, wolltet ihr mir nicht antworten, und jetzt soll ich euch erzählen, was in meinem Kopf vor sich geht? Behaltet eure Geheimnisse für euch, wenn ihr wollt, aber glaubt ja nicht, dass ich euch meine verrate.«

Sie runzelte die Stirn und ging wieder zu den anderen. Diesmal berieten sie sich länger. Ich hatte sie noch nie so lange ernsthaft miteinander reden sehen, normalerweise